

der Freitag Leseprobe

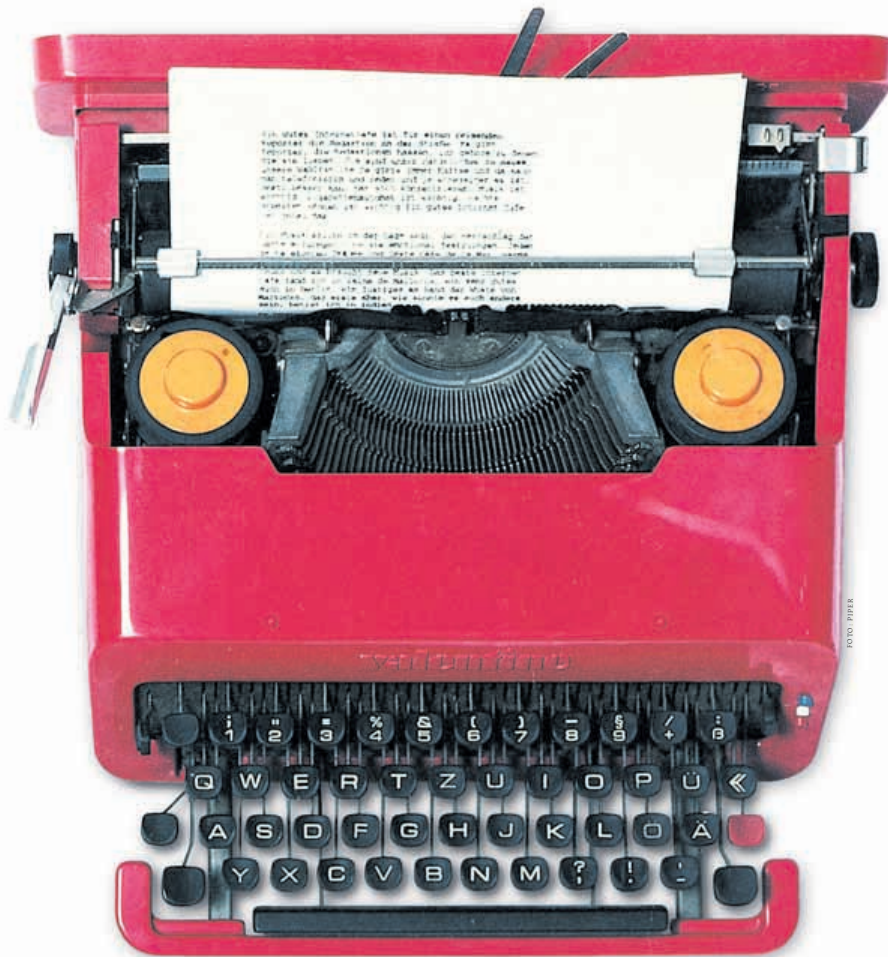


FOTO PIPER

Von Fakten und Fiktion

Memoiren Die Erinnerungen des Journalisten Helge Timmerberg sind ein vergnügliches Stück Mediengeschichte

■ Daniel Windheuser

Mitte der 1960er Jahre begann sich in den USA eine journalistisch-literarische Strömung zu entwickeln, die man mittlerweile rückwirkend mit dem Begriff „New Journalism“ etikettiert. Junge Autoren wie Tom Wolfe, Norman Mailer, Truman Capote, Joan Didion und Hunter S. Thompson nahmen die strenge Trennung von Fakten und Fiktion nicht mehr allzu ernst und begriffen die journalistische Darstellung tatsächlicher Ereignisse eher als Ausgangsmaterial, das sie mit literarischen Techniken wie dialogischem Erzählen, detaillierten Szenenkonstruktionen oder auch freien Gedankenassoziationen anreicherten. Plötzlich wurden die starren Grenzen zwischen Journalismus und Literatur – vielleicht auch zwischen Schreiben und Leben selbst – fließend. Besser schreiben hieß: näher „dran zu sein“

und für das Erlebte eine aufregende, neue Sprache zu finden.

Zudem kannten die Akteure des „New Journalism“ keine Berührungängste mit der amerikanischen Alltags- und Populärkultur; sie machten sie vielmehr zu ihrem Gegenstand. Naturgemäß wurde das neue Genre vom konservativen Journalismus verdammt, da es mit heiligen Grundsätzen der Branche brach, mit Ausgewogenheit, Objektivität und kritischer Distanz.

Während in den USA der Journalismus derart ein wenig entstaubt wurde, verließ der 1952 geborene Helge Timmerberg die Schule mit der mittleren Reife, um anschließend von Bielefeld nach Indien zu trampeln, wo er in einem Ashram im Himalaja beschloss, Journalist zu werden. Nach seiner Rückkehr begann er 1972 ein Volontariat bei der *Neuen Westfälischen Zeitung* in Bielefeld und landete schließlich beim *Stern*. Während dieser Zeit entdeckte er *Fear and Loathing in Las Vegas* von Hunter S. Thompson, das ihn nachhaltig beein-

druckte. In den folgenden Jahren reiste und schrieb Timmerberg für Publikationen wie *Wiener*, *Playboy*, *Bunte* und *Tempo*.

Die Zeitschrift existierte von 1986 bis 1996 und war für eine Dekade das Zentralorgan des deutschsprachigen New Journalism. Hier schrieben nicht nur viele der späteren sogenannten „Popliteraten“ wie Christian Kracht und Eckhart Nickel, sondern auch Tom Kummer, der Ende der 1990er durch seine aufregenden, gänzlich frei erfundenen Interviews mit Hollywood-

Stars für das *SZ-Magazin* für einen veritablen Skandal sorgte.

In der *Tempo* beschrieb Timmerberg dann auch in einem Porträt von Hunter S. Thompson den Rollenwechsel, der für das Berichterstattungsmuster des New Journalism insgesamt und eben auch für Timmerberg selbst als Autor charakteristisch ist: Der scheinbar neutrale Beobachter verwandelt sich in den Teilnehmer, er partizipiert an dem Geschehen, das er beschreibt. Das Ich-Erleben funktioniert als Filter der Weltwahrnehmung.

Dies kann auch als praktizierte Medienkritik verstanden werden: Spielerisch und oft mit den Mitteln der Ironie werden die Relevanzhierarchien des klassischen Nachrichtengeschäfts variiert. Subjektiver Journalismus ist nicht nur Methode der Darstellung, sondern auch gleichzeitig die zentrale Botschaft. Denn was vordergründig nur von einem einzelnen Journalisten handelt, besitzt eine spezifische Form der Aktualität: Die Texte, die zunächst nur von

einem Einzelnen und seinen ganz ureigenen, privaten Erfahrungen zu handeln scheinen, erzählen hintergründig doch immer auch von der Begegnung mit dem Unbekannten, dem Fremden, von Siegern und Verlierern und von der Möglichkeit eines anderen, wilderen Lebens, das sich nicht in gängige Raster einpassen lässt. Es werden also auch immer Grundfragen menschlicher Existenz, womöglich jedoch aus einer rein ichbezogenen Perspektive, zum Thema.

In *Die rote Olivetti* nun schildert Timmerberg seine Anfänge als Journalist und die Jahre danach, in denen er in seinen Reportagen dieses Konzept umsetzt und eben auch auslebt, berichtet offen und ungeschminkt von seinen Reisen, seinen Exzessen und auch von seinem tiefen Drogenabusus und der folgenden Läuterung. Vergnügliche Memoiren, die auch ein Stück Mediengeschichte sind.

Die Leseprobe beginnt auf der nächsten Seite

Autobiografie

Die rote Olivetti
Helge Timmerberg
Piper 2016,
240 S., 20,00 €,
als E-Book 15,99 €



meinen Schreibtisch, und ich wusste, dass es nicht meiner war, und kaum hatte ich mich an ihn gesetzt, klingelte das Telefon und meine WG war dran.

»Der Brief ist gekommen, Helge.«
Es war der Volontärsvertrag, und ich kündigte bei dem Meinungsforschungsinstitut noch vor der ersten Mittagspause. Meine Probeartikel hatten dem Chefredakteur also gefallen. Was hatte ich richtig gemacht? Nicht viel, nur das Wesentliche, und der Rest war Glück. Das Wesentliche beim Journalismus ist, dass man nur über Dinge berichtet, die einen interessieren. Ich denke, das ist normal, und weil das Normale automatisch funktioniert, hatte ich keine Sekunde darüber nachgedacht, für den Sportbericht ein Tischtennisturnier zu wählen. Ich war im Jahr 1967 der Tischtennis-Jugendmeister des Kreises Minden gewesen. 1968 hatte ich zu kiffen begonnen und spielte dann nicht mehr Pingpong, sondern nur noch Gitarre, und auch in Indien habe ich nicht ein Mal an der Platte gestanden, trotzdem wusste ich beim Verfassen des Probetextes noch immer ganz gut, was ein scharf gezogener Topspin beim Gegner anrichten kann. Diese Sattelfestigkeit im Thema, kombiniert mit dem Zufall, dass der Chefredakteur ein leidenschaftlicher Tischtennispieler war, hat es mir beim Sport leicht gemacht. Ob ihm meine Kritik über den »Tanz der Vampire« ebenso gut gefiel, weiß ich nicht, aber ich hatte den Film immerhin dreizehnmal gesehen, und auch auf die Reportage über den Frankfurter Flughafen, in dem ich mir das Geld für die Reise nach Indien als Kofferträger verdient hatte, ging der Chefredakteur der *Neuen Westfälischen* nicht gesondert ein, als ich zum zweiten Mal vor seinem Schreibtisch stand und mich zum ersten Mal setzen durfte, nein, diesem Prototypen des ungläubigen Journalisten gefiel von den Probeartikeln ausgerechnet mein politischer Kommentar über den Vietnamkrieg am besten, obwohl der nun wirklich reine Esoterik war. Indien pur. Angeklagt sind nicht die Amerikaner, hatte ich geschrieben, und angeklagt ist auch nicht der Viet-

kong, nein, angeklagt ist der Krieg allein. Und die Zeit wird der Richter sein. Das hört sich gut an, ist aber, wenn man es recht bedenkt, der größte Scheiß, trotzdem hat mir wahrscheinlich dieser Satz die Tür zum Journalismus und damit zum professionellen Schreiben aufgemacht.

Unprofessionell schrieb ich bereits seit meiner Kindheit. Zuerst einen Indianerroman, dann eine Jerry-Cotton-Adaption, und beide Werke illustrierte ich mit eigenen Zeichnungen. Bei den Schulaufsätzen brillierte ich durch schiere Länge. Zu lang für die Deutschlehrerin, die sie nicht mehr korrigierte und wahrscheinlich nicht einmal mehr las, sondern nur noch eine Eins und »sehr fleißig« darunterschrieb. In den Wir-

Ich brauchte für die Bildunterschrift vier Stunden. Nicht, weil ich sie zu ambitioniert, sondern zu verschüchtert anpackte. Mit welchem der magischen Ws sollte ich beginnen? Mit der Adresse, der Uhrzeit, dem Geschehen? Und wer genau macht den Kindergarten auf? Die Kinder? Der Hausmeister? Und wie macht er das? Mit dem Schlüssel? Muss man denn wirklich alle der sechs Ws in einer Bildunterschrift, kurz BU genannt, unterbringen? Oder reicht hier und da das Vertrauen auf die Intelligenz der Leser? Sie werden schon wissen, warum man einen Kindergarten eröffnet. So doof sind die nicht. Aber ich wurde langsam doof. Ich probierte so lange die großen Ws in verschiedenen Kombinationen aus, bis ich mich nicht nur für keine mehr entscheiden konnte, sondern mir noch dazu das Bauchgefühl für die Grammatik abhandeln kam. Ich begann es ernsthaft zu versemeln.

Der Leiter der Lokalredaktion, unter dessen Fuchtel ich die erste BU meines Lebens schrieb, hasste Hippies mindestens so sehr oder gar noch mehr als der Chefredakteur, aber er trank nicht mit meinem Vater. Er kannte ihn nicht einmal. Ohne die Fesseln der Saufkumpaneie konnte er sich unheimlich in mich verbeißen. Dafür benötigte er keine Zähne, er brauchte mich nur anzusehen, um mein Selbstbewusstsein zu zerreißen.

»Vier Stunden für vier Zeilen, das heißt pro Stunde eine. Gratulation, Herr Kollege.«

Und dann begann er zu schreiben.

»Ich habe Sie gestern am Leineweber-Brunnen gesehen! Sie haben Gitarre gespielt!«

Und lauter.
»Und Sie haben GESUNGEN!«

Noch lauter.
»Sie haben mit GESCHLOSSENEN Augen gesungen. Und ich sage Ihnen jetzt mal was.«

Pause. Ruhe vor dem Sturm. Dann:
»EIN JOURNALIST SCHLIESST NIEMALS DIE AUGEN!«

Da irrte er sich aber gewaltig. Hätte er gesagt, dass ein Sänger niemals die Augen schließt, hätte ich ihm recht geben kön-

Ich sage Ihnen jetzt mal was: Ein Journalist schließt niemals die Augen

ren der Pubertät, und leider auch noch danach, verfasste ich zu lange Liebesbriefe, die mir in zwei Fällen in Pornografie abrutschten. Lange Texte hätten deshalb am ersten Tag in der Redaktion der *Neuen Westfälischen* für mich kein Problem dargestellt, aber sie gaben mir zum Einstand eine Bildunterschrift von insgesamt vier Zeilen à dreißig Schreibmaschinenanschlägen, inklusive Leerzeichen, zu einem Foto, das die Eröffnung eines neuen Kindergartens dokumentierte. Und dazu gaben sie mir die sechs magischen Ws des Journalismus, die sechs Fragen, die jeder Text, egal, wie kurz er ist, unbedingt beantworten muss: Wer? Was? Wo? Wie? Wann? Warum?



Helge Timmerberg, 1952 geboren, reiste mit siebzehn zum ersten Mal nach Indien. Dort beschloss er, Journalist zu werden; seitdem schreibt er Reisereportagen aus aller Welt, u. a. für *Stern* und *Die Zeit*. Er lebt in St. Gallen, Marrakesch und Wien.

nen, denn so zu singen ist ein bisschen feige, aber ein Journalist MUSS die Augen schließen und nach innen blicken. Nur in uns ist das wahre Wissen, und Meditation ist die feinste Klinge des investigativen Journalismus für die *breaking news* der Seele. Meine Meinung. Seine Meinung: »Gehen Sie zurück nach Indien.« Aber so viel Macht hatte er nicht. Es gab Gewerkschaften, es gab Betriebsräte, und es gab Menschenrechte, wie zum Beispiel das Recht auf Schreibblockaden. Er konnte mich nicht zum Teufel jagen, weil ich für die Bildunterschrift vier Stunden gebraucht hatte. Dafür reichte sein Einfluss nicht aus, aber er reichte, um mich aus der Bielefelder Lokalredaktion zu schmeißen. Die Lokalredaktion in Minden nahm mich auf. Minden ist eine schöne Stadt, doch bevor ich über sie berichten darf, muss ich unbedingt noch einmal auf den Vorfall am Leineweber-Brunnen zu sprechen kommen. Ich hatte dort zwar nicht »Hare Krishna Hare Rama« gesungen, aber etwas Ähnliches.

»Jai Sat Chit Anand.« Das ist Sanskrit. *Jai* heißt »ich grüße«. Und was grüße ich? *Sat*, die Wahrheit, *Chit*, das Bewusstsein, und *Anand*, die Glückseligkeit. Sind das die drei Seiten einer Medaille? So eine Medaille gibt es nicht. Oder sind es die drei Säulen der Weisheit? Wieder daneben. Dann sind es drei Namen für ein und dasselbe. Nein, auch das stimmt nicht ganz. Um zu verstehen, was ich am Leineweber-Brunnen einen Tag vor dem Volontariatsbeginn gesungen habe, muss man Füllwörter bemühen. Wahrheit (ist) das Bewusstsein (der) Glückseligkeit. Und weil davor ein *Jai* kommt, grüße ich mit diesem gesungen vorgetragenen Sachverhalt jeden, der stehen blieb und mich anlächelte, und jeden, der nicht lächelte und weiterging, einfach jeden. »Jai Sat Chit Ananda.« »Ich grüße die Wahrheit in dir, die das Bewusstsein der Glückseligkeit ist.« Und? Stimmt diese hinduistische Formel? Wahrscheinlich. Denn ihre buddhistische Umkehrung stimmt ja auch. »Alles Leiden ist Unwissenheit.«

Herausgeber: der Freitag Mediengesellschaft mbH & Co. KG, Hegelplatz 1, 10117 Berlin, Tel.: (030) 250 087-0, Jakob Augstein (V.i.S.d.P.) Redaktion Daniel Windheuser Art Direction Maximilian Sauerbier Grafik Lisa Kolbe Bildredaktion Niklas Rock Redaktionsschluss 1. April 2016

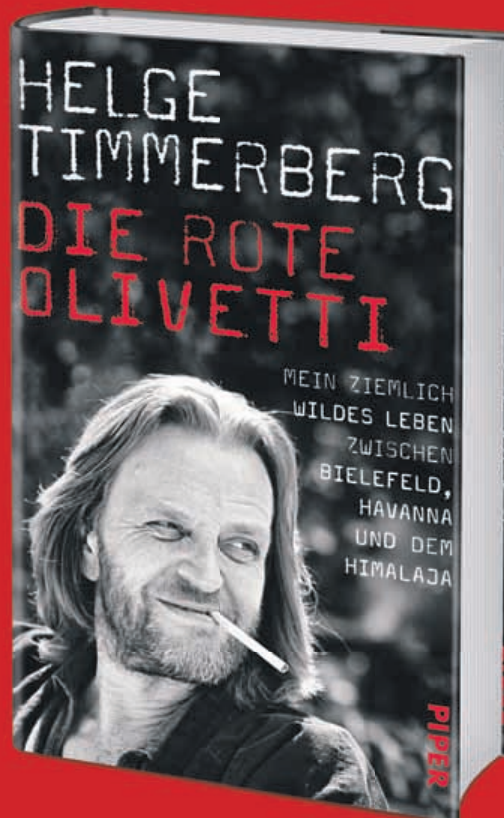
ANZEIGE

PIPER. BÜCHER, ÜBER DIE MAN SPRICHT.

Sex & Drugs & Journalismus - ein Leben der Extreme

»Helge Timmerberg ist der tollste, schrillste, unterhaltsamste und dabei weiseste deutsche Reiseschriftsteller.«

Frankfurter Rundschau



Gebunden | 240 Seiten | € 20 (D)

PIPER